



Glaubenssachen

Sonntag, 23. Januar 2022, 08.40 Uhr

Überkreuzungen

Was Geschlecht, Hautfarbe und Herkunft miteinander zu tun haben

Von Claudia Janssen

Redaktion: Florian Breitmeier
Norddeutscher Rundfunk
Religion und Gesellschaft
Rudolf-von-Bennigsen-Ufer 22
30169 Hannover
Tel.: 0511/988-2395
www.ndr.de/ndrkultur

- Unkorrigiertes Manuskript -

Zur Verfügung gestellt vom NDR

Dieses Manuskript ist urheberrechtlich geschützt und darf nur für private Zwecke des Empfängers benutzt werden. Jede andere Verwendung (z.B. Mitteilung, Vortrag oder Aufführung in der Öffentlichkeit, Vervielfältigung, Bearbeitung, Übersetzung) ist nur mit Zustimmung des Autors zulässig. Die Verwendung für Rundfunkzwecke bedarf der Genehmigung des NDR.

„Identitti“, so lautet der Titel des Debütromans der Kultur-wissenschaftlerin und Journalistin Mithu Sanyal. Im vergangenen Jahr schaffte er es bis auf die Shortlist des renommierten Deutschen Buchpreises. Der Titel verweist provokant und zugleich selbstironisch auf die kontrovers und oftmals laut geführten Debatten um Identität, Selbstbestimmung und Sichtbarkeit. Mithu Sanyal ist es gelungen, mit diesem spannend erzählten Bestseller zugleich eine Einführung in die wissenschaftlichen Diskussionen über Postkolonialismus, Gender und *race* zu bieten. In „Identitti“ zeigt sie, wie vielstimmig diese Prozesse sind, in die sie ihre Protagonist:innen verwickelt. Mit Scharfsinn und viel Witz weist sie auf die oftmals widersprüchlichen Seiten der jeweiligen Positionen hin.

Im Mittelpunkt steht die Studentin Nevedita, in Deutschland geboren, mit einem aus Indien stammenden Vater und einer Mutter mit polnischen Wurzeln. Was ist Identität? Wie eindeutig sind Hautfarbe, Herkunft oder Geschlechtszugehörigkeit?

Das Buch beginnt mit einem Skandal. Die von Nevedita bewunderte Saraswati, Professorin für Interkulturelle Studien und Postkoloniale Theorie wird enttarnt. Sie hatte sich als Person of color, als Inderin, ausgegeben, doch sie ist eine *weiße*¹ Deutsche, Sarah Vera Thielmann aus Karlsruhe. Ist damit alles hinfällig, was sie gelehrt hat und für Studierende wie Nevedita befreiend und ermutigend war? – ihre Kritik am strukturellen Rassismus in der deutschen Gesellschaft und ihr Protest gegen die Privilegien, die *weiße* Menschen ganz selbstverständlich in Anspruch nehmen? Nevedita erkennt in einem schmerzlichen Prozess, dass Identitäten nur scheinbar stabil sind und Zuschreibungen, von denen sie weiß, dass sie gesellschaftlich konstruiert sind, doch reale Auswirkungen haben. Sie selbst erlebt im Alltag rassistische Gewalt, am Ende des Buches wird sie von der Nachricht erschüttert, dass in Hanau ein *weißer* Täter aus rassistischen Motiven neun Menschen mit sichtbarem Migrationshintergrund erschoss.

Mithu Sanyal macht in ihrem Nachwort noch einmal eindrücklich deutlich, dass Rassismus nicht nur solche extremen Phänomene betrifft, sondern die Gesellschaft als Ganze.

„Das Konzept *race*, für das die deutsche Sprache nur die falsche Übersetzung Rasse anbietet, ist eine Fiktion, die nach wie vor massiven Einfluss auf unser ganz konkretes Leben hat: wie wir andere wahrnehmen; wie wir selbst wahrgenommen werden; nicht zuletzt, wie wir uns selbst wahrnehmen. Denn das Phantasma *race* ist nicht nur ‚da draußen‘, sondern ‚hier drinnen‘: Es steckt in unseren Köpfen und Körpern und Seelen, ist so vehement Teil unseres gemeinsamen gesellschaftlichen Handelns, dass genau das dringend nottut, was Saraswati *Decolonizing* nennen würde.“

Damit spielt sie auf das Konzept der Dekolonisierung an, das die Professorin Saraswati in ihrer Lehre vertritt. Eines ihrer Bücher trägt den Titel: *Dekolonize your soul*. Darin fordert sie, dass sich das Denken und Fühlen, die Seelen aller einem Prozess der Dekolonisierung stellen, also das durch den Kolonialismus vermittelte Bewusstsein der Überlegenheit bzw. Minderwertigkeit zu überwinden.

¹Weiß wird im Folgenden kursiv gesetzt, um deutlich zu machen, dass es sich um eine gesellschaftliche Zuschreibung, d.h. eine Konstruktion handelt.

Doch was heißt das konkret? Und wen betrifft das? Die meisten Menschen, mit denen ich zu tun habe, lehnen Rassismus ab. Dass unsere Gesellschaft kulturell vielfältig und divers ist, ist mittlerweile für fast alle eine Selbstverständlichkeit.

Doch wenn ich mich am Sonntag im Gottesdienst umsehe, stelle ich fest, dass die Gemeinde erstaunlich einheitlich ist, *weiß*, viele sind schon in meinem Alter, Mitte 50 und älter. „Gut bürgerlich“ denke ich, auch wenn ich diese Bezeichnung eigentlich gar nicht auf mich beziehen möchte. Das ist sicher nicht überall so, aber selbst in großen Städten mit einer bunten Bevölkerung geht es in den deutschen Kirchen doch oft eher einfarbig zu. Und ich frage mich, ob es nicht doch ein „Wir“ gibt, das nicht so offen ist, wie es gern sein möchte.

Wie lässt sich das verändern? - mit Initiativen, mehr und unterschiedliche Menschen einzuladen? Warum sollten sie kommen? Was könnte unsere Kirchen einladend werden lassen? Oder anders gefragt: Was lässt Gemeinden so abgeschlossen wirken, dass viele sich nicht eingeladen fühlen?

Welchen Raum braucht Vielfalt, um sich entfalten zu können?

Die heute 86-jährige US-amerikanische Sozialwissenschaftlerin Peggy McIntosh hat sich schon seit vielen Jahren Gedanken darüber gemacht was Ausgrenzung bewirkt, auch wenn sie gar nicht beabsichtigt ist. Sie stellt fest, dass es unsichtbare Grenzen gibt, die den einen den Zutritt zu Räumen verwehren, die andere ganz selbstverständlich betreten können. Bereits in den 1980er Jahren prägte sie den Begriff "*white privilege*" – *weiße Privilegien*:² Vorteile, die *Weiße* haben, weil sie in eine Kultur hineingeboren sind, die *weiße* Menschen begünstigen.

„Wenn ich in ein neues Haus ziehe, kann ich mich meistens darauf verlassen, dass meine Nachbarn mich willkommen heißen und freundlich zu mir sind.

Ich kann shoppen gehen, ohne dass mir das Securitypersonal durch den Laden folgt. [...] Kurzum: All die negativen Dinge, die auf schwarze Menschen oder People of Color projiziert werden, treffen nicht auf mich zu. Weil es Weiße wie ich sind, die diese Beurteilungen vornehmen.“³

Ich hatte bisher noch nie wirklich wahrgenommen, dass ich allein durch meine Hautfarbe privilegiert bin und empfinde es als schmerzlich, mir klar zu machen, dass ich nur deshalb, weil ich *weiß* bin, bessere Chancen habe als andere; dass es mit einem deutsch klingenden Namen leichter ist eine Wohnung zu bekommen oder meine Bewerbung um eine Arbeitsstelle vorgezogen wird. Es rüttelt am eigenen Selbstbild. Ich muss es erst lernen, meine Hautfarbe als Privileg zu empfinden. Sie gehört zu mir, ich habe nichts dafür getan, dass ich *weiß* bin, nehme es nicht als Besonderheit wahr. Und ich vermute, dass es nicht nur mir so geht. Wahrscheinlich empfinden sich die meisten Menschen überhaupt nicht als privilegiert, denn alle haben Belastungen zu ertragen, erfahren Einschränkungen und Benachteiligungen.

²Vgl. Peggy McIntosh White Privilege and Male Privilege (1988)

https://nationalseedproject.org/images/documents/White_Privilege_and_Male_Privilege_Personal_Account-Peggy_McIntosh.pdf

³Peggy McIntosh im Interview mit Carla Baum und Amna Franzke, White Privilege: "Weiße hassen es, ihr Selbstbild beschädigt zu sehen", in: Die Zeit 8. Juli 2020 <https://www.zeit.de/campus/2020-07/white-privilege-rassismus-peggy-mcintosh-aktivistin-weiße-privilegien/komplettansicht> (Zugriff am 14.12.21)

Und trotzdem machen sie mit, die unsichtbaren Grenzen aufrecht zu erhalten, die unsere Gesellschaft prägen.

Und in Gedanken ergänze ich die Liste von Peggy McIntosh: „Wenn ich in Deutschland in einen Gottesdienst gehe, treffe ich vermutlich auf Menschen wie mich.“

Doch stimmt das wirklich? Auf den ersten Blick ist es so. Ich begegne dort vor allem Menschen meiner Hautfarbe und meines Alters. Es ist noch nicht allzu lange her, da konnte ich davon ausgehen, dass am Altar ein Mann stand, der den Gottesdienst geleitet hat. In dieser Hinsicht verändert sich die evangelische Kirche langsam aber stetig. Mittlerweile studieren ebenso viele Frauen wie Männer Theologie und die Wahrscheinlichkeit steigt, dass eine Pastorin den Gottesdienst hält. Das vermittelt mir ein Gefühl, als Frau dort willkommen zu sein.

Doch wie empfinden das Menschen anderer Geschlechter, queere und trans*-Personen? Und würde ich mich wohlfühlen, wenn ich nicht gut lesen könnte oder viel schlechter gekleidet wäre als die anderen? Oder wenn ich auf einen Rollstuhl angewiesen wäre und nur schwer einen Platz zwischen den festen Sitzbänken fände? Wenn ich über Identität nachdenke, wird mir deutlich, dass verschiedene Aspekte zusammenkommen. Ich habe verstanden, dass ich als *Weiß*e privilegiert bin und als Akademikerin viele Vorteile habe, auch wenn ich als Frau mit feministischen Themen oft gegenüber männlichen Kollegen schlechter behandelt wurde und als lesbische Frau in der Kirche über viele Jahre auch beruflich Nachteile hatte. Ich denke über die Widersprüchlichkeiten nach, die sich nicht nur bei mir in einer Person, in einer Biographie versammeln.

Und die Frage, welchen Raum Vielfalt braucht, um sich entfalten zu können, wird komplexer.

Deshalb ist es wichtig, die Strukturen in den Blick zu nehmen, in die alle in je unterschiedlicher Weise eingebunden sind.

Ein wichtiges Instrument, das entwickelt wurde, um diese komplexen gesellschaftlichen Zusammenhänge verstehen zu können, ist das Konzept der Intersektionalität. Der Begriff klingt zunächst etwas kompliziert, wird jedoch verständlich, wenn darauf geschaut wird, wie er entstanden ist. Er ist abgeleitet von dem englischen Wort für „Kreuzung“ (*intersection*). Entwickelt wurde er von der US-amerikanischen Juristin Kimberlé Crenshaw, um erklären zu können, wie gesellschaftliche Ungerechtigkeit funktioniert, wie sie wirkt und wie sie verändert werden kann.

Dazu hat Crenshaw das Bild der Straßenkreuzung gewählt, die den Mittelpunkt bildet, an dem verschiedene Erfahrungen von Diskriminierung zusammentreffen und sich gegenseitig verstärken.⁴

Ursprünglich hatte Kimberlé Crenshaw vor allem die Überschneidung von Rassismus und Sexismus und insbesondere die Situation Schwarzer⁵ Frauen im Blick. Als Juristin untersuchte sie Fälle, die vor Arbeitsgerichten verhandelt wurden. Die Klägerinnen

⁴Vgl. Kimberlé Crenshaw, Das Zusammenrücken von Race und Gender ins Zentrum rücken. Eine Schwarze feministische Kritik des Antidiskriminierungsdogmas, der feministischen Theorie und antirassistischer Politiken (1989), in: Natasha A. Kelly (Hg.), Schwarzer Feminismus. Grundlagentexte, Münster 2019, 145-186; vgl. auch dies., Demarginalizing the Intersection of Race and Sex: A Black Feminist Critique of Antidiscrimination Doctrine, Feminist Theory, and Antiracist Politics, in: The University of Chicago Legal Forum 1 (1989), 139-167. Zum Folgenden vgl. auch die Ausführungen auf der Website des Gunda-Werner-Instituts zum Themenschwerpunkt Intersektionalität: <https://www.gwi-boell.de/de/intersektionalitaet>.

⁵Schwarz ist eine Selbstbezeichnung. Bei dem Begriff geht es nicht um die Beschreibung einer tatsächlichen Hautfarbe, sondern um eine politische Kategorie. Um dies zu betonen, schreiben manche Autor:innen Schwarz auch als Adjektiv groß.

erfahren in den Unternehmen, in denen sie arbeiteten, Benachteiligungen: als Frauen und als Schwarze. Rechtlich war es aber nicht möglich, diese beiden Aspekte zu verbinden. Deshalb wählte Kimberlé Crenshaw das Bild einer Straßenkreuzung, um deutlich zu machen, wie strukturelle und individuelle Erfahrungen miteinander verbunden sind.

Die von Ausgrenzung betroffene Person steht in der Mitte der Kreuzung, wo sie ein hohes Unfallrisiko hat, besonders verletzlich und schutzbedürftig ist, ohne dass ihre Situation auf einfache Gründe oder eigenes Verschulden zurückgeführt werden kann. Dieser Ansatz wurde in der Folgezeit erweitert. Aspekte wie Herkunft, Alter, sexuelle Identität, Behinderung wurden einbezogen. Denn sie wirken ebenfalls nicht unabhängig voneinander, sondern sind in ihren Auswirkungen eng miteinander verwoben. Auf Deutsch wird *intersectionality* deshalb auch mit den Begriffen „Überkreuzungen“ oder „Verwobenheit“ wiedergegeben.⁶

Die damit verbundene Theorie dient zum einen dazu, die Verstrickungen, in die Einzelne eingebunden sind, zu entwirren und die Fäden zu sortieren. Zum anderen will sie auch dazu ermutigen, sich der Komplexität von Wirklichkeit anzunähern, über vertraute Grenzen hinauszudenken und sich auch Widersprüchen zu stellen. Auch in der Theologie versuchen immer mehr Menschen intersektional zu denken. Das löst nicht ganz schnell das Problem, wie unsere Kirchen und Gemeinden vielfältiger werden können. Doch hilft es, das eigene Selbstverständnis besser zu verstehen und den Blick zu weiten, die Welt mit einer veränderten Perspektive zu betrachten - das „Wir“ veränderbar und vielfältiger zu denken.

Anstöße dazu kamen von jüdischen, Schwarzen, queeren Stimmen und von Theolog:innen mit Behinderungen, die diese selbstkritische Reflexion eingefordert haben.⁷ Gemeinsam ist ihnen die Erfahrung, dass sie oftmals als „die Anderen“ wahrgenommen werden und sich von einem „Wir“ der *weißen*, deutschen, heterosexuellen, nicht behinderten Menschen vereinnahmt fühlen.

Ihre berechtigte Kritik hat unter vielen Theolog:innen eine Neubesinnung eingeleitet, die nun versuchen, intersektionales Denken einzuüben. Besonders spannend wird es, diese Methode auch in der Bibelauslegung anzuwenden.⁸

Ein zentraler Text, der oft herangezogen wird, um die Bedeutung von Intersektionalität im Neuen Testament aufzuzeigen, stammt aus dem Brief des Paulus an die Gemeinden in Galatien:

„Es gibt nicht mehr jüdisch und griechisch, nicht mehr versklavt und frei, nicht mehr männlich und weiblich: denn alle seid ihr ‚einer‘ – einzig einig – im Messias Jesus.“⁹

⁶Vgl. Katharina Walgenbach (2012): Intersektionalität - eine Einführung. URL: www.portal-intersektionalitaet.de [14.12.21 Zugriff]

⁷Einen Überblick über diese Ansätze bieten Ute E. Eisen u.a., *Doing Gender – Doing Religion*. Fallstudien zur Intersektionalität im frühen Judentum, Christentum und Islam, Tübingen 2013, 9-14.

⁸Vgl. Claudia Janssen, *Intersektionale Bibelanalyse und Gegenwart*, in: ZNT 49 (2022).

⁹Gal 3,28, Übersetzung Bibel in gerechter Sprache <https://www.bibel-in-gerechter-sprache.de/die-bibel/biggs-online/?Gal/3/28/>

Dieser Satz wurde in den Gemeinden, an die Paulus schreibt, bei der Taufe gesprochen. Er ist Bekenntnis und zugleich eine Verpflichtung, sich anders zu verhalten als es im Alltag der antiken Gesellschaft üblich ist.

„Es gibt nicht mehr jüdisch und griechisch,“ heißt: Die Herkunft aus unterschiedlichen Ländern und Kulturen und die damit verbundene Zugehörigkeit zu einer religiösen Gruppe sollen Menschen nicht mehr voneinander trennen, die dem Messias Jesus nachfolgen wollen.

„Es gibt nicht mehr versklavt und frei“, heißt: Soziale Unterschiede sollen in den Gemeinden aufgehoben werden, Versklavte haben dieselben Rechte und Pflichten wie Freie.

„Es gibt nicht mehr männlich und weiblich“, heißt: Auch die Zugehörigkeit zu einem Geschlecht soll keine Vorrechte oder Diskriminierung mehr bedeuten.

Das klingt beim ersten Hören sehr einleuchtend und harmonisch. Doch die Brisanz dieser Sätze wird dann sichtbar, wenn danach gefragt wird, was das in der Praxis den Gemeinden bedeutete. Hilfreich ist es, sich dabei die vielfältigen Verflechtungen der sozialen Kategorien vor Augen zu rufen, die hier angesprochen werden:¹⁰

Hatte tatsächlich eine Sklavin dieselben Rechte wie ein freier römischer Mann? Sollte dieser ihr tatsächlich das Essen zubereiten, das sie bei den Abendmahlsfeiern in der Gemeinde teilten, ihr die Füße waschen, wenn sie von ihrer schweren, vielleicht schmutzigen Arbeit in sein Haus kam?

Haben sich die jüdischen Frauen mit den Frauen aus den anderen ethnischen Gruppen solidarisch gefühlt? Haben die versklavten Männer, die sich möglicherweise einen gewissen Status im Haus ihrer Herren erarbeitet haben, die armen Tagelöhner als gleichberechtigt akzeptiert? Und gilt das Bekenntnis, dass alle gleichberechtigt sind, nur in den abgeschlossenen Räumen, in denen sich die Gemeinde trifft, oder auch in der Öffentlichkeit, in der Freie und Sklaven klar definierte Rollen hatten und der Pater familias uneingeschränkt über den Haushalt herrschte?

Ein intersektionaler Blick auf biblische Texte eröffnet eine Vielzahl neuer Fragen nach den vielfältigen gesellschaftlichen Zuordnungen, die sie voraussetzen und die bisher kaum in ihrer Verwobenheit untersucht wurden.

Nicht zuletzt fordert die intersektionale Interpretation auch mich als Leserin und Auslegerin der Texte dazu heraus, über meine eigene Position nachzudenken. Sie fordert eine Offenheit den Aussagen gegenüber, die von mir Veränderungen in meiner Haltung und meinem Handeln erwarten.

Und so überlege ich mir, wie die galatische Taufformel heute lauten müsste. „Es gibt nicht mehr Deutsch und Migrations-hintergrund, nicht mehr *weiß* und Schwarz, keine person of color, es gibt nicht mehr Menschen mit Behinderungen und Menschen ohne Behinderungen, nicht mehr männlich, weiblich und queer...“

Und wie können wir das einlösen, was uns allen mit der Taufe zugesprochen wird: Einzig-einig sein in Christus Jesus?

Jetzt wird es spannend, denn einfache Antworten darauf gibt es nicht. Wichtig ist es, miteinander ins Gespräch zu kommen, Fragen zu stellen, Neugier zu entwickeln, über die eigenen Privilegien nachzudenken und bereit zu sein auf Vorteile zu verzichten.

¹⁰Vgl. Marianne Bjelland Kartzow, „Asking the Other Question“. An Intersectional Approach to Galatians 3:28 and the Collessean Household Codes, in: Biblical Interpretation 18 (2010) 364-389.

Über Macht und Ohnmacht zu sprechen, Verantwortung zu übernehmen. Die eigenen Verletzungen wahrzunehmen und trotzdem offen anderen Menschen gegenüber zu sein, das Gegenüber zu fragen, was es braucht, um sich willkommen zu fühlen. Diese Offenheit ist nicht nur eine individuelle Angelegenheit. Als wichtige gesellschaftliche Akteurin ist Kirche in der Lage, denjenigen eine Stimme verleihen, die ansonsten kein Gehör finden, die sozial ausgegrenzt werden. Dabei sollte sie sich klar gegen rassistisches und antisemitisches Denken abgrenzen. Als Institution, zu der ganz unterschiedliche Menschen gehören, hat sie die Möglichkeit, ihre Räume für gesellschaftliche kontroverse Diskussionen zu öffnen. So kann sie Vielfalt eine Chance zur Entfaltung bieten und bewirken, dass die Freude an der Verschiedenheit, Empathie und Nähe im Miteinander wachsen kann.

* * *

Zur Autorin:

Claudia Janssen ist Professorin für Feministische Theologie / Theologische Geschlechterforschung und Neues Testament an der Kirchlichen Hochschule Wuppertal/Bethel. Sie ist Mitherausgeberin der Bibel in gerechter Sprache und des Sozialgeschichtlichen Wörterbuchs zur Bibel